

8.4.1945

Der Tag, an dem der Krieg zu Ende war! (erzählt von Otto Gerberding, *1939 +2019 Mardorf Nr.84 – damals gerade 6 Jahre alt und spricht nur Mardorfer Platt).

Ein paar Wochen zuvor im Jahre 1945 hatte es auch unser kleines Dorf erwischt. Ein angeschossener amerikanischer Bomber entlud seine Bombenfracht direkt über uns. Vier Gebäude wurden getroffen, drei davon brannten bis auf die Grundmauern nieder. Gott sei Dank gab es keine Toten. Wir lebten mit der Angst. Jeden Tag und jede Nacht war der Himmel rot von der brennenden Stadt Hannover. Bei Südostwind ging bei uns dann oft ein Aschenregen nieder. Wir Kinder waren auf „Deckung suchen“ gedrillt. Wenn wir Flugzeuge hörten, lagen wir flach auf dem Boden. Mit Hoheitsabzeichen an den Maschinen kannten wir uns aus. Einige Monate vorher wurde einem Freund von mir beim Schlittschuhlaufen auf dem Steinhuder Meer von einem Tiefflieger ein Bein weggeschossen. Einzelne Maschinen griffen auch die Zivilbevölkerung an, es war eine schlimme Zeit. Ich erinnere mich noch genau an die letzten Kriegstage. Vater war wegen seiner Verwundung schon zu Hause und musste den „**Volkssturm**“ führen. "Wat schall ik den bloos mit düssen opas un krüppeln anfangen, mit 3 jagdflinten" sagte Vater. Man hörte schon den Kanonendonner, so nahe war die Front an unserem Dorf. Vater musste mit dem Volkssturm außerhalb unseres Dorfes Panzersperren bauen. Die Strasse wurde aufgerissen und Palisaden eingegraben. Vater sagte: "Soen blöödsin, 'n bund stroo up`r straate helpt gliek fierl. Dor ballert dy yn rin und föert den dür." Es half nichts - er musste los mit seinen Opas. Als er ging, sagte er: "Jie bieft hier, ik bin balle wier in'n huuse." Wir beluden inzwischen den Heuwagen mit allem Lebensnotwendigen. Betten, Planen, Verpflegung, Hausrat, Werkzeug und die wichtigsten Dokumente wurden verstaut. **Franz**, unser polnischer Kriegsgefangener, half mit. Er hielt zu uns. Er hatte es soweit auch immer gut gehabt, war ein Teil der Familie geworden. Meine Eltern hatten schon öfter deswegen Scherereien gehabt. Er saß mit uns am gleichen Tisch. Das war verboten. Franz kümmerte sich immer besonders um mich, er war mein bester Freund.

Gegen Morgen kam Vater zurück. Der Geschützlärm war inzwischen bedenklich laut geworden. Einige deutsche Soldaten kamen angelaufen und baten um Zivilkleidung. Mutter suchte alles zusammen, was greifbar war. Sogar die alten Klamotten für die Feldarbeit gingen mit drauf. Wir erfuhren, daß die Panzer noch etwa 20 Kilometer entfernt seien. "Dy „Kreisleiter“ wol mic nog doodschyten" sagte Vater "as ik dy opas naa huuse schikt hef. Hy was aaver de ierste, dy sik ferkrüümelt het, ik hef siene uniform förhen in'n büsken "fun." Nun wurde es aber höchste Zeit. Wir spannten zwei Kühe vor den Wagen, die dritte wurde hinten dran gebunden. Oma und ich kamen oben drauf, zwischen die Betten. Vater trieb die Kühe an, es dauerte trotzdem eine Stunde, bis wir außerhalb des Dorfes zwischen einigen hohen Sandhügeln anhielten. Eine Kuh war krank, sie hatte einen ganz dicken Bauch und konnte nur langsam gehen. „Hier künt üsk dy granaaten nig dräpen“ sagte Vater, „dy barge sind dor för“.

Zitternd vor Angst saß ich auf dem Wagen. Mutter machte Essen, Brote und Tee, aber niemand wollte etwas. Die Ballerei wurde immer lauter, Geschosse pfffen über uns hinweg. „O god, o god, dy schyt dat ganse dörp in`n klump“ sagte Mutter mit zitternder Stimme. Wie lange wir dort waren, als es allmählich ruhiger wurde, weiß ich nicht mehr. Es war wohl gegen Abend, als wir aufbrachen. Wir kamen über den Hügel und konnten das Dorf sehen und waren überrascht. Es waren keine zerstörten oder brennenden Häuser zu sehen. Alles schien unversehrt. Überall standen Panzer und Lastwagen herum. Soldaten liefen umher. „Nuu wüld`se üsk wol filtsen“, meinte Vater, als wir näher kamen, aber es geschah nichts. Man ließ uns ziehen. Ja, man sah uns eher amüsiert zu, als wir mit unserem Zigeunerwagen durch das Dorf zogen.

Aber wir waren nicht die einzigen, die zurückkamen. Unser Haus stand noch. Auf dem Hof parkten Lastwagen und an der Ecke stand ein Panzer. Auf dem Pflaster wurde in einer Grube Feuer gemacht und Essen gekocht – wohl einige unserer Hühner. „Dat sind Kanaadier“, sagte Vater. Jetzt wurde wir doch noch durchsucht. Ein Soldat verlangte Papiere und bekam von Vater wohl alles, was er wollte. Wir konnten dann unser Haus wieder betreten. Die Zimmer waren zwar durchsucht worden, aber nicht demoliert. Wir hatten alle Türen offen gelassen. Vater verbrannte noch heimlich Kriegsfotos, die den „Besatzern“ nicht in die Hände fallen sollten. Er wurde in seinen sonstigen Aktivitäten überwacht. Ein junger Soldat wich ihm nicht von der Seite. Nach einigen Tagen beruhigte sich die Situation. Ich lief zwischen den Soldaten herum. Es war ganz interessant, was die so alles machten. Einer deutete mir an, dass er Eier haben wolle. Ich ging in den Hühnerstall und holte ihm eines. Dafür bekam ich Bonbons – etwas, was wir Kinder damals wohl mit Gold aufgewogen hätten. Richtige süße Bonbons, einzeln in Papier verpackt! Ich holte weitere Eier und bekam mehr Bonbons. Es entwickelte sich spontan ein reger Tauschhandel. Die Sache flog dann auf, als Mutter hinter der Brotkiste mein Bonbonlager entdeckte. Von dem Zeitpunkt an musste ich meinem Geschäftspartner öfter einen Korb geben. Die Soldaten blieben, aber es kam, soweit ich mich erinnern kann, zu keinen größeren Komplikationen. Einige Wochen später war plötzlich große Aufregung draußen. Vater kam auf den Hof gelaufen, griff mich, rannte auf Mutter zu und drückte uns in seine Arme. „Et is förbie, de krieg is förbie“, sagte er. Ich habe das wohl alles nicht richtig begriffen. Ich fragte Vater: „Wer het den dän krieg e`wun?“ Ich bekam keine Antwort. Vater wandte sich ab. Ich sah ihn zum ersten Mal weinen, ich wusste damals noch nicht, warum.